

Viele Detailfragen sind noch zu klären. Zudem müssen die verfassungsrechtlichen Schranken bezüglich der Trennung zwischen Länder- und Bundesaufgaben mitbedacht und ggf. überdacht werden. Die Bestimmung der Bedürftigkeitskriterien setzt einen komplizierten politischen Verhandlungsprozess voraus. Das Konzept verbindet den Gedanken des kooperativen Föderalismus mit Elementen des Wettbewerbs zwischen den Ländern, ohne

auf Solidarität zu verzichten. Es stärkt die eigenverantwortliche regionale Entwicklung, fördert die demokratische Teilhabe vor Ort und erlaubt den Menschen, wieder mehr über ihr Schicksal selbst zu bestimmen.

*(Ergänzende Informationen unter: Hans Eichel, Philipp Fink, Heinrich Tiemann: Vorschlag zur Neuordnung des Finanzausgleichs. WISO direkt, Bonn 2013 <http://library.fes.de/pdf-files/wiso/10091.pdf>)*



**Hans Eichel**

ist Bundesminister a.D. und Sprecher des Arbeitskreises Nachhaltige Strukturpolitik in der Friedrich-Ebert-Stiftung.



**Philipp Fink**

ist Referent in der Abteilung Wirtschafts- und Sozialpolitik in der FES und leitet den Arbeitskreis Nachhaltige Strukturpolitik.  
[philipp.fink@fes.de](mailto:philipp.fink@fes.de)



**Heinrich Tiemann**

ist Staatssekretär a.D. und Mitglied im Arbeitskreis Nachhaltige Strukturpolitik in der FES.

*Klaus Harpprecht*

## Das Risiko der Gedenkorgien

Ich weiß nicht mehr, ob es Heinrich Heine oder Ludwig Börne war, der von einem drucksüchtigen Kollegen sagte, er habe alles halten können, nur nicht sein (journalistisches) Wasser. Diese »Organschwäche« scheint unterdessen das gesamte Mediengewerbe infiziert zu haben. Kaum dämmerte es hinterm Horizont, dass sich im Sommer dieses Jahres ein folgenreiches und wahrhaft welthistorisches Ereignis zum 100. Mal jähren werde, zogen schon die ersten Geschwader blank und zeigten der Menschheit, was sie auf Lager hatten. Es wird offensichtlich zur Gewohnheit, dass Jubiläen (wenn davon in diesem Zusammenhang die Rede sein kann) ein Jahr voraus gefeiert (oder abgebußt) werden – der albernen Furcht wegen, die Konkurrenz könnte sich des Themas schneller bemächtigen. Das Tempo zählt, die Substanz weniger. Die Konsequenz: Wenn es dann tatsächlich so weit ist, leiden die Zuschauer, die Zuhörer, die Online- und (die letzten) Zeitungsleser nur noch Qualen des Überdresses und schalten ab.

Der Autor dieser Zeilen bekennt sich in gewisser Weise als mitschuldig: Er verwies, dank des Berichtes eines französischen Journalisten, schon in der Dezember-Ausgabe 2013 auf den merkwürdigen Frieden zwischen den Fronten am ersten Heiligen Abend des Krieges, ein Verzicht auf Waffen und Gewalt, den die Soldaten – ohne jede Anweisung, ja partiell gegen den Willen ihrer Vorgesetzten bis zum Ende des Christfestes respektierten. Immerhin, jene bewegenden Szenen wurden geschildert, weil der beherzte französische Kollege zum Andenken an die überraschende und so schlichte Feier der Menschlichkeit ein Monument errichten lassen will, für das er Geld sucht. Es wäre beschämend, wenn sich keine deutschen Spender fänden. Nun nimmt sich DIE ZEIT des Weihnachtswunders von 1914 an (der Redaktion sei es gedankt) – das sich übrigens in den folgenden Jahren des »Grande Guerre« (wie die Franzosen sagen) nicht wiederholte.

Warum wohl? Weil niemand zu der spontanen Aufwallung eines letzten Restes

von Humanität mehr fähig war? Weil die Offiziere hüben wie drüben mit eiserner Härte dafür sorgten, dass die geringste Regung der Versöhnlichkeit unterdrückt wurde, da sie ansteckend wirken, den verordneten Hass außer Kraft setzen, die verzweifelte Sehnsucht nach Frieden auflodern lassen könnte? Dass die Disziplin, die Tag für Tag die »soldatische Pflicht« zum Töten und zum Sterben einforderte, unversehens zusammenbräche? Dass die armen Frontschweine (wie sie sich selber nannten) den Gehorsam aufkündigten, die Vorgesetzten bedrohten oder, noch schlimmer, die Waffen niederlegten. Dass sie meuterten, wie es 1917 vor allem in der Armee Frankreichs geschehen ist, dessen Generalität – unter dem Beifall einer Mehrheit der Politiker – den Aufruhr mit barbarischen Strafaktionen unterdrückte. (Die Deutschen brauch-ten mit ihrer Rebellion ein Jahr länger.)

Die ersten Huldigungen an die *Poilus* (franz. für Frontsoldaten), aus naheliegenden Gründen an die Generation ihrer Kinder adressiert, die längst selber zu Greisen geworden sind, produzierten vor allem Tränen der Rührung. Die Alten haben, ein biologisches Faktum, nicht nur in Frankreich wässrige Augen, die bei jedem Appell an vaterländische Gefühle überquellen. Hier ist eine merkwürdige Automatik am Werk, die sich für gewöhnlich nur bei der Erinnerung an die Toten der engsten Familie, rührende Szenen der Kindheit, Jugendlieder, an unvertraute Melodien regt. So ist es keineswegs ausgeschlossen, dass die Gedächtnisjahre dem Taumel nationaler Gefühle mitsamt ihren Verlogenheiten eine Renaissance bescheren. Wir haben 30, 40 % der jungen Leute zwar keine Arbeit zu bieten, aber sie dürfen beim Vaterland Trost suchen, das immer parat steht, wenn uns sonst nichts mehr einfällt.

Die Hysterie der Dichter und der Denker, die im Sommer 1914 wahre Fluten von barbarischem Wutgeheul, fistelndem Pathos, albernster Rührseligkeit und tausend andere Peinlichkeiten produzierte, wird

die Lächerlichkeit nicht mehr loswerden. Wenigstens das.

Aber man wird voller Rührung nachbeten, dass die Millionen »Pour la Gloire de la Patrie«, für »Volk und Vaterland«, »For King and Country« gestorben seien. »Gefallen«, sagt man in Deutschland, als seien die Soldaten allesamt wie die heroischen Studenten von Langemarck mit aufgef-pflanztem Seitengewehr, die Offiziere mit jubelnd geschwungenem Degen dem Feind entgegengestürzt, bis sie, von der Kugel des Gegners ins Herz getroffen, zur Erde stürzten, nicht ohne den Kameraden mit einem letzten Lächeln zu sagen, sie sollten das Vaterland grüßen ...

Nicht vielen war ein solch (angeblich) »schöner Tod« vergönnt. Als sich der Verfasser dieser Bemerkung öffentlich an dem ästhetizierenden Tarnwort »gefallen« aufhielt, stellte ihm ein Kollege unwirsch die Frage, ob man den Kameraden allemal schreiben sollte, der Obergefreite Hanselmann sei im Felde »verreckt«? – Nein, natürlich geht das nicht an (obwohl es der Wahrheit entspricht). Die Angelsachsen drücken sich sachlicher aus: »Killed in action« – im Kampf getötet. Auch die Franzosen bemühen selten den Begriff »tomber«; sie lassen es, obschon sie die großen Worte nicht scheuen, beim einfachen »mourir«. Warum mussten wir noch in der Trauer (womöglich der »stolzen«) die Backen aufblasen?

Die Kriegsreporter, die Fotografen und Kameralleute waren im Ersten Weltkrieg noch nicht den strikten Regeln der Zensur unterworfen wie hernach im Zweiten Krieg, in dem die Berichterstattung in sogenannten Propaganda-Kompanien organisiert war, die genau das betrieben, was der Truppentitel besagte: Propaganda. Doch es wurden auch 1914 - 18 fast nur »positive« Bilder gedruckt: Feindwärts marschierende Kolonnen. Sich voranwälzende Tanks. Dreidecker, die gegnerische Maschinen in Serien zum Absturz bringen. Von den Schlachtschiffen aufgewühltes Meer, ge-

legentlich ein Kreuzer der feindlichen Flotte, der absäuft. Niemals ertrinkende Matrosen, keine eigenen, keine anderen. Selten, dass wir dem Bild eines Toten am Ort seines Sterbens begegnen. Keine Aufnahmen eines Gemetzels oder der unmittelbaren Folgen eines Granateinschlags inmitten einer marschierenden Truppe oder der langen Agonie eines Soldaten, der vor Schmerz wimmernd, vor Durst lallend zwischen den Fronten lag – Stunden um Stunden und keiner wagte es ihn zu retten –, bis er schließlich verblutet war. So erlebte mein Vater den Krieg am Hartmannsweiler Kopf und vor Verdun. Er erzählte manches vom Krieg. Sprach auch voller Respekt von der Tapferkeit der Franzosen. Von den Szenen des Grauens berichtete er selten, um uns Kinder zu schonen. Aber er deutete an, dass es sie gab.

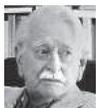
Man wird sehen, ob sich »zum Hundertsten« die Wahrhaftigkeit in den Fernsehserien, den Magazinen, den Zeitungen, im Internet behaupten wird. Die Redaktionen

### *Wird sich die Wahrhaftigkeit behaupten?*

müssen sich des Vorrats an »positiven« Bildern bedienen – es gibt kaum andere. Aber werden sie den Mangel an optischen Beweismitteln durch realistische Wortzeugnisse der Schlachten, der tage-, der nächtelangen Trommelfeuer, der Kämpfe um ein paar Quadratkilometer, denen eine strategische Bedeutung angedichtet wurde, die sie selten hatten, ausgleichen? Die Schlachtfelder waren in Wahrheit von Beginn an zu Massengräbern bestimmt, auf denen Tausende und Abertausende zerrissen wurden, egal ob hüben oder drüben, weil den Chefs der Generalstäbe mit ihren Denkerstirnen nichts anderes mehr einfiel, als »den Gegner weißbluten« zu lassen, wie sie selber sagten (was letztlich nicht gelang). Dafür starben Hun-

derttausende – Söhne, Männer, Freunde, starben die Liebsten auf Erden – in einen elenden Tod gejagt von den Herren mit den roten Biesen, den blankgewienerten Stiefeln, den Ordensfeldern an der Brust, den Klunkern um den Hals, den Schnauzbärten, aus denen sie sich die Reste ihrer köstlichen Mahlzeiten wischten, in den Küchen der Schlösser bereitet, in denen sie Quartier gefunden hatten. (Schützengräben konnten sie nämlich kaum von eiligen Frontvisiten.) Die Elite: Arrogant, borniert, beschränkt bis an den Rand der Dummheit, zugleich gerissen genug (was die deutsche Seite anging), den Kaiser zur Flucht zu überreden, die Niederlage der jungen Republik aufzubürden und sie hernach für das Elend verantwortlich zu machen, in das sie (samt ihren österreichischen, französischen, britischen Vettern) Europa und die Welt gestürzt hatten. Das kollektive Versagen ihrer zivilen Verwandtschaft, der Politiker, der Diplomaten, der sogenannten Staatsleute hatte die »Urkatastrophe« heraufbeschworen, weil sie sich in der Wirrsal ihrer Verträge und Gegenverträge, ihrer offenen und geheimen Abhängigkeiten, Pflichten und Gegenpflichten nicht mehr zurechtfinden. In den Irrgängen des komplexen Systems, das Bismarck hinterlassen hatte, wohl wissend, dass er der Einzige war, der es (vermeintlich) im Griff hatte.

Finden sich originale Zeugnisse vom wahren Gesicht des Krieges: Briefe, Tagebücher, neu entdeckte Dossiers, vergessene Bücher? Nur dann rechtfertigte sich die Erinnerungsgorgie. Die Medien und die Politik treiben ein gefährliches Spiel, wenn sie ihre Geschichtsfeiern nicht einem radikalen Realismus unterstellen: Sie riskieren die Wiederkehr der Seelenkrankheit, die Europa und weite Teile der Welt in den Untergang hetzte – des Nationalismus.



#### **Klaus Harpprecht**

ist Mit-Herausgeber dieser Zeitschrift, war u.a. Berater von Willy Brandt. Bei S. Fischer erschien zuletzt: *Arletty und ihr deutscher Offizier*.

2011 erhielt er nach 1966 zum zweiten Mal den Theodor-Wolff-Preis, nun für sein Lebenswerk.